

# Schellings Beziehungen zu Schiller und Goethe

Von Franz Bühler

In der Geburtsstadt Schellings, in Leonberg, stehen auf dem über die Stadt emporragenden Engelberg zwei Gedenklinden, die 1888 „dem Andenken der beiden Leonberg nahestehenden Geistesheroen Schelling und Schiller geweiht“ wurden. Nach einer jüngeren Zutat soll noch eine dritte Linde gepflanzt worden sein. Sie war Goethe gewidmet, weil er durch eine mit Schelling und Schiller abgehaltene Jahrhundertfeier (1799/1800) seine besondere Verbundenheit mit diesen zum Ausdruck gebracht habe. Dabei drängt sich die Frage auf, welche persönlichen Beziehungen Schelling, der „Proteus der Philosophie“, zu seinem großen Landsmann Schiller und zu dem Dichterfürsten Goethe hatte.

Mit 20 Jahren hatte Schelling als fertiger Denker das Tübinger Stift verlassen. „Es wird mir alles zu eng hier“, hatte er an Hegel geschrieben, „in unseren Pfaffen- und Schreiberlande“. Gegenüber den vergeblichen Versuchen seines Vaters von Schorndorf aus, ihm in Tübingen eine Stelle zu verschaffen, betonte er seine persönliche Auffassung: „Wer den Grad von Aufklärung und literarischer Tätigkeit in anderen Gegenden, z. B. Sachsen, kennen gelernt hat, hat wirklich kein großes Verlangen nach Württemberg.“ Und ein andermal an einen Stuttgarter Freund: „Darin hat der König recht, daß meine Philosophie sich mit den Tübinger Theologen nimmermehr vertragen hätte.“

Zwei Jahre verbrachte er als Studienleiter der jungen Barone von Riedesel an der Leipziger Universität. Hier lernte er Novalis (Dez. 1797) und über diesen die beiden Schlegel und auch bereits seine spätere Frau kennen. Novalis (in Siebeneichen bei Meißen) rühmt in einem seiner Briefe die „geistige Würze“ ihres Viererzirkels.

Goethe, der sich besonders in dem Zeitraum 1791 bis 1810 mit naturwissenschaftlichen Forschungen (vor allem Farbenlehre) beschäftigt hatte, fühlte sich durch die Naturphilosophie Schellings mächtig angezogen. „Von Schellings Naturphilosophie spricht er immer mit besonderer Liebe“, konnte Friedrich Schlegel 1798 berichten. „Mein Zug zu Ihrer Lehre ist entschieden“, bekennt Goethe an einer andern Briefstelle. Vom Werk Schellings erhoffte er sich „den großen Dienst, sich recht genau innerhalb seiner Sphäre halten zu können.“ Trotz gelegentlicher Widersprüche anerkennt er also die Bedeutung des

jungen Philosophen voll und ganz und teilt in seinem Brief an Schiller (10. 4. 1798) seine Absichten mit: „Es wäre auch sehr gut, für uns Jenaische Philosophen – selbst Ihnen würde es nicht unangenehm sein, das hiesige Personal mit einem so guten Subjekt vermehrt zu haben.“ Durch Goethes ministerielle Vermittlung bekam dann Schelling noch im selben Jahre eine außerordentliche Professur der Philosophie in Jena. Am 5. Oktober, mit erst 23 Jahren, zog er in die Musenstadt ein. Nicht unerwähnt mag bei dieser Gelegenheit eine Schilderung seines Auftretens bei der Antrittsrede bleiben, die von dem Norweger Steffens, dem späteren Professor in Halle, Breslau und Berlin stammt. Sie lautet: „Schelling hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfen traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengepreßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen, klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfang, schien er nur wenige Augenblicke befangen.“ Den Eindruck, den der Dichter Platen von ihm erhielt, hat er in die Form gebracht:

„Wie sah man uns an Deinem Munde hangen  
Und lauschen jeglicher auf seinem Sitze,  
Wenn Deines Geistes ungeheure Blitze  
Wie Schlag auf Schlag in unsere Seele drangen.  
Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,  
Sahst Du sie ganz, wie von der Berge Spitze.  
Was wir zerpfückt mit unserem armen Witze,  
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen!“

„Gleich in der ersten Stunde seines Hierseins“, schreibt Schiller an Goethe, „besuchte er mich und zeigt überaus viel Wärme.“ Ende November konnte er berichten, einen „Abend in stiller philosophischer Gesellschaft mit Schelling“ verbringen zu wollen. Die Folgezeit brachte aber keinen innerlichen Kontakt der beiden. Schiller mußte vier Wochen später (an Goethe) gestehen, er habe ihn „wöchentlich nur einmal gesehen, um, zur Schande der Philosophie sei es gesagt, meistens l'Hombre mit ihm zu spielen. Diese Zerstreuung sei ihm, da er jetzt absolut keine andere habe, beinahe unentbehrlich geworden, aber es sei freilich schlimm, daß man nichts Gescheiteres mit einander zu tun habe... Er sei immer noch so wenig mitteilbar und problematisch wie zuvor.“

Die Freundschaft Schellings mit der *Schlegelschen*



Familie belastete sein Verhältnis zu Schiller. Schillers Urteil über die Gebrüder Schlegel vom Juni 1798 lautete bitter: „Ich habe so wenig honette Behandlung von dieser Familie erfahren, daß ich mich wirklich in acht nehmen muß, Ihnen keine Gelegenheit zu geben, sich bedeutend zu machen.“ Auch Goethe teilte bis zu einem gewissen Grade die Schillersche Einstellung und übte öfters harte Kritik an ihren geistigen und charakterlichen Eigenschaften.

Die innere Kühle Schillers zu Schelling beruhte, wie es ja häufig der Fall ist, auf Gegenseitigkeit. Recht aufschlußreich ist der Brief Schellings vom 29. April 1796 an seine Eltern in Schorndorf: „Ich habe Schiller gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ich's nicht bei ihm aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemandem sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller, dem Schriftsteller, lieber als eine stundenlange Unterredung mit Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihn Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang.“

Es bestand also – leider – keine echte Verbundenheit zwischen Schiller und Schelling. Außer den angeführten Gründen wirkten auch noch weltanschauliche Gegensätze mit. Schiller war Anhänger Kants und vertrat damit eine erkenntniskritische Metaphysik im Gegensatz zu der ungezügelteren Spekulation Schellings.

Schiller hatte nur einen Freund: Goethe. Auch dieser „ging zu niemanden als zu Schiller“ (so mit gewisser Übertreibung Dorothea von Schlegel, 11. 10. 1799). „Schiller habe ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht“ (Goethe). Er war „über Schillers Besuch, auch zu ungelegener Zeit, immer erfreut“ (Brief vom 2. 1. 1800). Schiller bezeichnete seine Bekanntschaft mit Goethe als „das wohlthätigste Ereignis seines Lebens“, und seine Gattin berichtete beglückt darüber (Biedermann, Sept.

1798): „Es ist erstaunlich, welchen Einfluß Goethes Nähe auf Schillers Gemüt hat und wie belebt für ihn die häufige Kommunikation seiner Ideen mit Goethe ist. Er ist ganz anders, wenn er auch nur in Weimar tätig ist.“ Es war tatsächlich ein Dichter- und Seelenbund einziger Art.

Goethe hatte (Weihnachten 1798) brieflich an Schiller der Hoffnung Ausdruck gegeben, „auf eine äußere Kommunikation mit Schelling zu kommen, eine Hoffnung, die aber auch wieder fehlschlagen“ könne.

Vorerst bewegte sich Schelling im Kreise der Romantiker um die Schlegel. Hier bot sich manche Gelegenheit zum Zusammentreffen mit Goethe. November 1798 schreibt Caroline Schlegel mit ersichtlicher Freude: „Goethe lebt alleweil mitten unter uns; gestern hab ich mit ihm soupiert, heute werde ich mit ihm soupieren, und nächstens gebe ich ihm selbst ein fête.“ Schelling wurde heimischer im Schlegelschen Zirkel. „In jenen schlimmen Zeiten“ (1799, Brief der Caroline Schlegel vom 9. 6.) „hielten die Schlegel enge zusammen.“ Schelling aß bei ihnen, außer ihm auch Paulus, Hufeland und Loder. Ende September 1799 bezog Schelling „sein neues Nest“ und feierte gemeinsam mit den Schlegels dessen „Einweihung“. Er vereinigte nun gleichfalls einen Kreis von Schülern und Anhängern um sich, die meistens auch der romantischen Richtung zugetan waren, – ohne seine bisherigen Verbindungen aufzugeben. Mitte Oktober 1799 kam er mit Goethe wieder in Kontakt. „Die Schlegels und Schelling besuchten Goethe täglich auf seiner alten Burg (Schloß zu Jena. D. V.), in der er hauste“, ohne jedoch einen Gegenbesuch zu erfahren, wie Dorothea von Schlegel etwas gekränkt vermerkte. Der Anbruch des neuen Jahrhunderts sollte Silvester 1799 die Innigkeit des Goethe-Schillerschen Verhältnisses aufs neue offenbaren. Die beiden Freunde wollten den Übergang in das drohend ungewisse neue Jahrhundert in stiller, würdig-ernster Weise zu zweit erleben. Die Anregung dazu ging von Goethe aus. Am 31. Dezember 1799 ließ er die Einladung Schiller zustellen. „Hier schicke ich ein Exemplar der Propyläen mit der Anfrage, ob Sie wohl heute abend mich mit ihrer Gegenwart erfreuen wollen. Ich bin seit gestern nicht recht wohl, und fast befürchte ich, daß der kürzeste Tag noch Lust hat, mir hinterdrein noch Händel zu machen.“ – „Ich beklage Ihre Unpäßlichkeit von Herzen“, erwiderte Schiller, „und ich hoffe, Sie werden sie nicht in das neue Jahr mit hinübernehmen. Nach 6 Uhr stelle ich mich ein, zwischen jetzt und dem Abend will ich suchen, einen meiner Helden unter die Erde zu bringen...“ Schillers erster Jahrhundertgruß am 1. Januar 1800 lau-



tete: „Ich begrüße Sie zum neuen Jahr und neuen Säkulum und hoffe zu vernehmen, daß Sie es gesund angetreten haben . . .“ Auch Goethe betrachtete Silvester 1799 als Abschied von einem Jahrhundert, wenn er erwidert: „Ich war im stillen herzlich erfreut, gestern abend mit Ihnen das Jahr und da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein und das Künftige wie das Vergangene . . .“ Schelling war also bei dieser einzigen freundschaftlich privaten Jahrhundertfeier nicht zugegen.

Die Seele des Romantikerzirkels um die Schlegel war Frau *Caroline Schlegel*, die aus erster Ehe mit dem verstorbenen Arzt Franz Wilhelm Böhmer eine junge Tochter Auguste hatte. 1796 hatte sie – bei gegenseitiger Ausbedingung ehelicher Freiheit – August Wilhelm Schlegel geheiratet. In diesem freundschaftlichen Familienkreis, dem auch Auguste beizuzählen war, wurde Schelling allmählich der vertrautere Gast und Freund, was bei Mutter und Tochter in der neckischen Anrede „Mull“ zum Ausdruck kam. Jahrelang hielt Caroline die Ehe aufrecht und gleichzeitig die Freundschaft zu beiden Männern, die auch ihrerseits „ehrliche, geistige Kameradschaft“ pflegten (W. A. Koch). Hatte der Bruder, Friedrich Schlegel, schon durch seinen Ausspruch, „man wisse nicht, was sich gegen eine Ehe en quatre einwenden ließe“, in der Gesellschaft Befremden erregt, so rief die Veröffentlichung seines Romans „*Lucinde*“ (1799) manchen Protest hervor. Schelling selbst war, wie Steffens bezeugt, „beim Erscheinen dieser nur zu berücktigten *Lucinde* höchst entrüstet.“ Wurde doch in diesem Roman der Werdegang seiner Neigung zu Caroline vor allen Augen folgendermaßen enthüllt: „... Der erste Anblick einer Frau, die einzig war und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf: der erste Blick schon entschied . . . er erstaunte und erschrak, denn als er dachte, daß es sein höchstes Gut sein würde, von ihr geliebt zu werden und sie ehelich zu besitzen, fühlte er zugleich, daß dieser höchste und einzige Wunsch ewig unerreichbar sei. Sie hatte gewählt und hatte sich gegeben; ihr Freund war auch der seinige und lebte ihrer Liebe würdig . . .“ Noch größer als der Ärger über diese Bespiegelung seiner persönlichen Herzensangelegenheiten war bei Schelling die berechtigte Furcht, seine Gegner möchten diese Auslassungen zu einem Skandal aufbauschen und ihn gegen „die neue gefährliche Richtung“ ausschlagen.

Der plötzliche Tod der von ihrer Mutter und Schelling gleichermaßen geliebten Tochter im Herbst 1800 führte offenbar zu einer Krise im Herzensverhältnis

Schellings zu Caroline, zu einer Vertiefung und zur Entscheidung. Der 1798 für sie noch „trotzige“, „granitene“, „sprödhüllige“ Mann, „mit dem sie nicht sechs Minuten ohne Zank zusammen“ war, der aber „weit und breit das Interessanteste war, was sie kannte“, den sie „öfter und vertraulicher zu sehen“ wünschte, der war im Laufe des Jahres 1799 „aufgeweckt“, „geschmeidiger, sanft, liebevoll und scherzhaft“ geworden.

Diese Frau Schlegel, die eben in jener Zeit wieder mit einem freundschaftlichen Besuch Goethes beehrt wurde, war es nunmehr, die den mit sich ringenden Schelling an Goethe verwies und die gleichzeitig letzteren um väterliches Verständnis bat. „Sieh nur“, besagten ihre Zeilen von Oktober 1800 an Schelling, „Goethe viel und schließe ihm die Schätze Deines Innern auf, die so spröde sind, zutage zu kommen. Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen . . . Warum kann ich dem Goethe nicht sagen, er soll Dich mit seinem hellen Auge unterstützen. Er wäre der einzige, der das nötige Gewicht über Dich hätte. Gib Dich wenigstens seiner Zuneigung und seinen Hoffnungen auf Dich ganz hin und denke, daß Du doch liebe Freunde hast . . . Er liebt Dich väterlich, ich Dich mütterlich – was hast Du für wunderbare Eltern! . . .“

Im November 1800 flehte *Caroline* dann Goethe selber um Vermittlung an. „Wenn Ihre eigenen Hoffnungen auf Schelling und alles, was er schon geleistet hat, wenn er selbst Ihnen so lieb und wert ist, wie ich es glaube, so werden diese Zeilen, die Sie bitten sollen, ihm zu helfen, Ihre Entschuldigung finden, ungeachtet ihrer Seltsamkeit. Ich weiß in der Welt niemand außer Ihnen, der das jetzt vermöchte . . . Es kann Ihnen fast nicht unbemerkt geblieben sein, wie sehr – durch eine Verkettung von gramvollen Ereignissen – sein Körper und seine Seele leiden, und er ist eben jetzt in einer so traurigen und verderblichen Stimmung, daß sich ihm bald ein Leitstern zeigen muß. Ich bin selbst müde und krank und nicht imstande, ihm die kräftige Ansicht des Lebens hinzustellen, zu der er berufen ist. Sie können es, Sie stehen ihm so nahe von Seiten seiner höchsten und liebsten Bestrebungen und der persönlichen Zuneigung und Verehrung, von denen er für Sie durchdrungen ist. Sie haben das Gewicht über ihn, was die Natur selber haben würde, wenn sie ihm durch eine Stimme vom Himmel zureden könnte. Reichen Sie ihm in ihrem Namen die Hand. Es bedarf wenigens weiter, als Sie wirklich schon tun. Ihre Teilnahme, Ihre Mitteilung ist mehrmals ein Sonnenstrahl für ihn gewesen, der durch den Nebel hindurchbrach, in



dem er gefangen liegt . . . Lassen Sie ihn nur wissen, daß Sie die Last auf seinem Herzen und eine Zerrüttung in ihm wahrnehmen, die ihm nicht ziemt, und wenn das Geschick auch noch so ausgesucht grausam ist. Lassen Sie ihn einen hellen festen Blick auf sich tun . . . Sein ganzes Wesen öffnet sich innerlich vor Ihnen, wenn Sie sich zu ihm wenden. Wenn er nicht die heftige Erschütterung Ihnen gegenüber scheute, so hätte er vielleicht selbst getan, was ich sanfter, obwohl sehr bekümmert an seiner Statt tue: sein Heil Ihrer Fürsorge übergeben . . . Ich habe es gewagt im Vertrauen auf Ihre Güte und den ernstesten Sinn meines Anliegens . . .

Wenn ich einen Wunsch besonders aussprechen darf, so ist es der, daß Sie ihn um Weihnachten aus seiner Einsamkeit locken und in Ihre Nähe einladen.“

Goethe versagte sich nicht. So war Schelling vom 26. 12. 1800 bis 4. 1. 1801 sein Gast in Weimar. Im Getrenntsein von ihr hielt Schelling Einkehr in seine Seele und überwand die Krise. Die Stimme seines starken Herzens gab den Ausschlag: er schickte Caroline einen Trauring. „Durch die Tränen hindurch, die ihr die Augen verdunkelten, suchte sie gleich nach dem Namen Joseph und fand ihn. Der Ring war stark und stärker als Ketten, es war der Ring, an dem die Kette hing, die ihr Leben festhielt.“ Sie hatte ihm den Ring, der zu diesem gehörte, bisher nicht gegeben, um keiner Schuld geziehen zu werden, was ihr beider Schicksal war. Es war der erste, der einzige echte Trauring für sie, und er sollte einzeln bleiben. Er sagte sich von der Zukunft los und binde sie beide nur an eine kurze Vergangenheit. . . – Wir wissen, daß Caroline sich dann, wiederum durch Vermittlung Goethes scheiden ließ und sich mit dem zwölf Jahre jüngeren Schelling vermählte.

Silvester Ende 1800 nahte und damit, nach falscher Auffassung vieler, das neue Jahrhundert. Künstler und Wissenschaftler planten ein Fest mit Theateraufführung. Goethe teilte am 22. 12. 1800 Schiller mit, er werde „Schelling auf den Freitag mitbringen, um bei ihrer Säkularempirie einen tüchtigen Hinterhalt zu haben . . .“ Der Herzog äußerte sein Mißfallen gegen die ohne Hinzuziehung der Theaterdirektion vorgeschlagenen Festlichkeiten. Das veranlaßte Schiller das ganze Arrangement abzusagen. Er selber hatte nach seinen eigenen Worten „nichts Poetisches machen, sondern bloß Leben und Bewegung in die Stadt bringen wollen.“

Als Ersatz dafür nahm Goethe seinen Schützling Schelling in Weimar „auf eine durch den Hof veranstaltete Silvester-Maskerade mit. Ein wohlgeord-

netter, von Goethe entworfener Aufzug machte den Anfang“ (Steffens, S. 289). Schiller war natürlich auch dabei. Bei dieser Maskerade „zogen sich nach Mitternacht Goethe, Schiller und Schelling in ein Kabinett zurück“, schreibt Steffens. „Ich durfte von der Gesellschaft sein. Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch und die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermütig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doktrinären ästhetischen Explikationen erging; sie hatten die größte Ähnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgend einen geistreichen Einwurf in seinem Vortrag zu verwirren suchte. Schelling behielt fortwährend seine ruhige Haltung. Etwas später kam noch ein fünfter Teilnehmer, der Arzt Hufeland, hinzu.

Dieser heitere Abend der Jahrhundertfeier des Hofes sollte für Goethe ein gefährliches Nachspiel haben. Goethe wurde „sehr krank und seine Ärzte waren nicht ohne Furcht eines unglücklichen Ausgangs“ (Schiller). Es war ein „katarrhalisches Fieber mit einem heftigen Rotlauf, welches sich ins linke Ohr warf, verbunden mit einem schmerzhaften Krampfhusten. Der Arzt fürchtete, daß die äußere Entzündung ins Gehirn schlagen oder daß ein Stock- oder Schlagfluß dazu kommen könnte“ (Schiller). Alles atmete auf, als Goethe am Leben blieb und Ende Januar die akute Gefahr vorüber war.

Schelling bezeichnete in einem Glückwunsch- und Dankschreiben vom 26. 1. 1801 den unvergeßlichen „Aufenthalt im Hause und unter den Augen Goethes als wohlthätig, glücklich und für ihn in jener Zeit von unendlichem Werte.“ Übrigens war der Stern Schellings, aus den Berichten des befreundeten Steffens zu schließen, 1801 bereits im Sinken. Im Romantikerkreise zeigten sich einzelne Entfremdungen.

Neben der einigenden Auffassung bezüglich der schöpferischen Wirksamkeit von Natur und Geist im Menschen überwog doch das Trennende zwischen Goethe und Schelling. Das erhellt am besten aus Briefen Goethes und Schillers von 1802 (19. 2. und 20. 2.). Goethe: „Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte –, die Philosophie zerstört bei mir die Poesie, und das wohl deshalb, weil sie mich ins Objekt treibt, in dem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satz eine Anschauung suchen muß,



und deshalb gleich in die Natur hinaus flüchte.“ Auch Schillers Zurückhaltung war eher gestiegen. Leichter Spott lag in seinen Worten an Goethe: Es sei eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Goethes anschauende Natur mit der Philosophie (Schellings) so gut vertrage . . . doch nehme Goethe von Schellings Ideen nur das, was seinen Anschauungen zusage, und das übrige beunruhe ihn (Goethe) nicht, da ihm am Ende doch das Objekt als eine festere Autorität dastehe als die Spekulation. –

Die nachgerade zwiespältige Stellung Goethes zu Schelling kam deutlich 1812 zum Ausdruck, als der Philosoph in München (seit 1806 daselbst) seine Schrift „Von den göttlichen Dingen“ herausgegeben hatte. „Ein Buch“, urteilte Goethe, „welches mich erschreckt, betrübt und wieder aufbaut hat.“

Goethe war der sich steigernde revolutionäre Charakter der Schellingschen Transzendentalphilosophie mit ihrer stolzen Überschwenglichkeit und reiner Spekulation zuwider. So kam es, daß sich Goethe ihm schließlich entgegenstellte und seine Wiederberufung nach Jena 1815 vereitelte.

1809 starb Caroline. Mit ihr, der urtief Geliebten, dem „Meisterstück der Geister“, waren offenbar Genius und Muse von Schelling gegangen. Es trat eine sichtliche Stockung in seinem geistigen Schaffen und eine gewisse Neigung zum Pessimismus ein. – 1812 heiratete Schelling die Tochter eines mit Goethe in der Jugend befreundeten verstorbenen Dichters und gleichzeitige Freundin seiner verstorbenen Frau, die um 14 Jahre jüngere Pauline Gotter.

Schelling hatte also zu Goethe zweifellos weltanschauliche und zeitweilig persönliche Verbindungen. Schiller darf, auch ohne die romanhaft erfundenen persönlichen Jugendbesuche in einer Leonberger Wirtschaft, der Herkunft nach und gesellschaftlich als näherer Landsmann Schellings angesprochen werden. Schillers Eltern wohnten jahrelang auf der Solitude, sein Vater liegt in Gerlingen begraben, seine Mutter wohnte im Leonberger Schloß ab 1796 bis kurz vor ihrem Tode (1802 in Cleversulzbach).

Über den Beziehungen Schellings zu seinen Landsleuten schien freilich ein eigenartiger Unstern zu walten. Das zeigt sich nicht nur in seinem Verhältnis zu Schiller. Auch gegenüber einem anderen Schwaben sollte diese landsmannschaftliche Entzweigungsgefahr auffallend zutage treten, gegenüber Heinrich Eberhard Paulus, dem späteren Theologen in Jena und Würzburg. Mit ihm war Schelling nicht bloß durch den gleichen Geburtsort, sondern sogar durch das gleiche Geburtshaus in Leonberg verbunden. Gerade zu diesem 14 Jahre älteren Manne aber entwickelte sich eine literarische und persönliche Fehde und ererbte Feindschaft, die ihn schließlich sogar zur Aufgabe seines Staatsamtes veranlaßte, nachdem dieser „bekannte Satanas und Erbfeind seiner Philosophie“ (lt. Schelling) zum zweitenmal in seinem Leben eine Spottschrift auf ihn verfaßt und er in dem sich daraus entspinnenden Gerichtsprozeß weder Recht noch Schutz gefunden hatte. Die Schuld an diesem häßlichen Zerwürfnis lag aber – zu seiner Ehrenrettung sei es gesagt – nicht an Schelling.

## Legendenbildungen in und um Calw

Im Anschluß an den Aufsatz von F. H. Schmidt-Ebhaußen über das „Fackeln“ in Heft 3/54 dieser Zeitschrift mögen einige weitere Vorgänge im Calwer Raum berichtet werden, die der Zurechtrückung ihrer objektiven Wahrheit bedürfen.

### 1. Das Türkenläuten in Calw

In der Beschreibung des Oberamts Calw vom Jahr 1860, deren Verfasser kein Geringerer ist als Christoph Friedrich Staelin, wird das erstmal darüber geschrieben:

„Das Ehrengeläute am Jahrestag der Bäckerzunft wurde der Überlieferung zufolge (denn das Document ist bei der Zerstörung der Stadt zugrunde gegangen) von Kaiser Leopold der Zunft verliehen, weil bei der Belagerung Wiens durch die Türken ein Bäckergeßell aus Calw während seiner nächtlichen Arbeit die unterirdischen Arbeiten der türkischen Minierer belauschte und recht-

zeitig so Anzeige machte, daß schnell Gegenarbeiten gemacht werden konnten, welche die Stadt Wien retteten. Der Kaiser erteilte hierauf der Calwer Bäckerzunft das Privilegium, daß an ihrem Jahrestag die große Glocke von 12 bis 1 Uhr Mittags geläutet werden durfte. Dieses Ehrengeläut ist neuerdings oberamtlich auf eine Viertelstunde beschränkt worden.“

Diese Feststellung ist in der Folge vom Sohn des Verfassers, Paul Staelin in seiner „Geschichte der Stadt Calw“ Calw 1887 S. 107 sowie von Birlinger, Sitten und Rechtsbräuche 1874 II S. 529 fast wörtlich übernommen worden. Natürlich hat sich auch die Lokalhistorie diesen fetten Bissen nicht entgehen lassen und noch besser schmackhaft gemacht: Der Bäckergeßell habe gerade bei seiner Nachtarbeit den Teig zu den berühmten Wiener Mutscheln zubereitet. Kaiser Leopold habe den Bäcker vor sich gerufen und ihm reiche Belohnung angeboten.